ULRICH VON BÜLOW

RILKES ARCHIV ALS »TRANSPORTABLE SCHUTZWELT«

1.

Kein Nachlass gleicht dem anderen. Die äußere Gestalt einer Ansammlung von hinterlassenen Dingen – Papieren, Bildern und Büchern – ist so individuell wie die Person, der das alles einmal gehörte. Jeder Nachlass ist etwas Entstandenes. Solange eine Person lebt, befindet sich die Gesamtheit ihres Eigentums in Bewegung; laufend werden Dinge erworben, verändert, weggegeben oder vernichtet. So gesehen stellt ein Nachlass eine mehr oder weniger zufällige Momentaufnahme dar, eine Inventur von Todes wegen.

Verfolgt man die jeweils eigene Geschichte der einzelnen Nachlassbestandteile, fragt man, warum sie aufbewahrt wurden und welche Funktion sie einmal hatten, lassen sich Rückschlüsse auf die inneren und äußeren Lebensumstände des Menschen ziehen, die auf andere Weise kaum dokumentiert sind.[1] Betrachtet man unter diesem Aspekt den Nachlass von Rainer Maria Rilke, ergibt sich die Frage, welches die charakteristischen Merkmale sind, die ihn von anderen Nachlässen unterscheiden, und wie sich diese Merkmale erklären lassen.

Zunächst ist zu beachten, dass Rilkes Nachlass nicht identisch ist mit dem Rilke-Archiv, das gleich nach seinem Tod von seiner Familie gegründet wurde und sich nach einigen Umzügen zuletzt in Gernsbach befand, bevor es vom Deutschen Literaturarchiv übernommen wurde. Dieses Archiv enthält zugleich weniger und mehr. Einerseits fehlen jene Nachlassteile, die, vermittelt durch Nanny Wunderly-Volkart, heute im Schweizerischen Literaturarchiv aufbewahrt werden. Andererseits ergänzte Rilkes Familie, die den größeren Teil des Nachlasses bekam, kontinuierlich Autographen und Briefe, die teils aus dem Eigentum der Familienmitglieder, der Mutter, der Ehefrau und der Tochter, stammten, teils aber auch von anderen Personen übergeben wurden, nachdem das Archiv in öffentlichen Anzeigen darum gebeten hatte. Streng genommen handelt es sich beim Gernsbacher Rilke-Archiv also um einen angereicherten Teilnachlass von Rilke.

1 Vgl. Ulrich von Bülow, Der Nachlass als Ausdrucks- und Überlieferungsform, in: Ders., Papierarbeiter. Autoren und ihre Archive, Göttingen 2018, S. 12–29.

© 2024 Ulrich von Bülow, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83535512-012 | CC BY-NC-SA 4.0

Denkt man sich aus dem Rilke-Archiv die späteren Ergänzungen, die archivarischen Verpackungen und Siglierungen weg und den Berner Teilnachlass sowie einige weitere Nachlasssplitter hinzu, steht einem im Wesentlichen vor Augen, was Rilke in Muzot hinterlassen hat. Allein die Menge des Materials überrascht, wenn man bedenkt, dass Rilke nur 51 Jahre alt wurde, ständig unterwegs war und über längere Lebensphasen keinen festen Wohnsitz hatte. Sein Interesse an seinen Papieren lässt sich nur zum Teil aus arbeitspraktischen Zusammenhängen verstehen. Schon früh beschäftigte ihn die allgemeinere Frage, was Eigentum und Besitz für die eigene Identität bedeuten.

In seinen *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* erweist sich das Vorhandensein oder Fehlen einer eigenen langfristigen, womöglich generationenüberdauernden Wohnung als ein wichtiges Motiv. Der Protagonist, der »niemand und nichts« hat, »mit einem Koffer und mit einer Bücherkiste«[2] reist und im Hotel wohnt, sehnt sich danach, »in der stillen Stube eines ererbten Hauses zu sitzen unter lauter ruhigen, seßhaften Dingen«.[3] Menschen und Dinge sind aufeinander angewiesen, sie können ohneeinander nicht existieren. Die vom Besitzer verlassenen Gebrauchsgegenstände beginnen zu »faulen«, wie seine »alten Möbel«, die er »in einer Scheune« unterstellen musste,[4] oder wie die Rückstände früherer Bewohner, die der Erzähler an den Wänden eines halb abgerissenen Hauses in allen Einzelheiten beschreibt: »Das zähe Leben dieser Zimmer hatte sich nicht zertreten lassen. Es war noch da, es hielt sich an den Nägeln, die geblieben waren, es stand auf dem handbreiten Rest der Fußböden, es war unter den Ansätzen der Ecken, wo es noch ein klein wenig Innenraum gab, zusammengekrochen.«[5]

Die jemandem zugehörigen Dinge verdienen auch darum Wertschätzung und Pflege, weil sie die Identität ihres Besitzers stabilisieren. Jedoch nur, solange dieser am Leben ist. Aus der Tatsache, dass Rilke seine Papiere in seinem Testament kaum erwähnt,[6] kann man schließen, dass er an die Nachwelt (im Sinne eines ›Nachlassbewusstseins‹) wenig dachte.

2 Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, in: Ders., Sämtliche Werke, Bd. 6: Prosa 1906–1926, hg. vom Rilke-Archiv, in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn, Frankfurt a. M. 1966, S. 705–946, hier S. 721.

3 Ebd., S. 746.

4 Ebd., S. 747.

5 Ebd., S. 750. – Diese Passage zitierte Martin Heidegger in seiner Vorlesung *Die Grundprobleme der Phänomenologie*, voller Bewunderung dafür, »wie elementar hier die Welt, d. h. das In-der-Welt-sein – Rilke nennt es das Leben – aus den Dingen uns entgegenspringt« (Martin Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 24, hg. von Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt a. M. 1975, S. 246).

6 Vgl. Rainer Maria Rilke, Einige persönliche Bestimmungen für den Fall einer mich mir mehr oder weniger enteignenden Krankheit (Muzot, im Oktober 1925), in: Ders.,

2.

Viele briefliche Äußerungen zeigen, wie wichtig Rilke zu Lebzeiten die Bewahrung seines Eigentums war. Bei manchen Gelegenheiten bedauert er den Verlust von Gegenständen, die er nicht behalten konnte, und freut sich umso mehr, wenn sie wieder in seine Reichweite gelangen. Mit einem »seltsamen dankbaren Empfinden« erfüllt es ihn, dass seine Mutter, die »liebe und weise Wächterin verlassener Dinge«, seine »Kindheit aufgespart« hat und vor der Vernichtung bewahrte, »was irgendwie mit meinem Werden in Beziehung steht«.[7] In der Tat ist es ihr zu verdanken, dass nicht nur die vielen Briefe von Rilke an sie, sondern auch seine Kinderfotos, Kinderzeichnungen und auch seine vielen frühen Gedichtentwürfe erhalten blieben.

Als Rilke im Jahr 1900 in Schmargendorf seinen ersten eigenen ›Hausstand‹ gründet, bittet er seine Mutter, ihm seine alten Bücher und Bilder zu schicken. Bereits 1901 zieht er nach seiner Heirat mit Clara Westhoff in ein Bauernhaus in Westerwede; zu transportieren sind bereits »6 Kisten und viele andere Dinge«.[8] Doch schon nach einem Jahr wird der gemeinsame Haushalt aufgelöst: »Wir haben alles verkauft, nur unsre liebsten Sachen (Bilder, Bücher, Möbel) behalten, die nun zum Theil in Oberneuland zum Theil bei Heinrich Vogeler wohnen. Trümmer einer Vergangenheit, aber hoffentlich auch Bausteine einer Zukunft. Wir werden nicht sobald ein Heim haben wieder.«[9] Im November 1902 erhält Rilke in Paris einige Körbe mit Büchern und anderen »lieben Dinge[n]« aus Westerwede.[10] Doch das meiste muss für längere Zeit ausgelagert werden, da in den Pariser Hotels und Pensionen, die Rilke in den folgenden Jahren bewohnte, nur Platz für ausgewählte Dinge ist.[11]

Briefe an Nanny Wunderly-Volkart, im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklaus Bigler besorgt durch Rätus Luck, Frankfurt a. M. 1977 [abgekürzt: WV], Bd. 2, S. 1192 f.

7 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 17.2.1900, in: Rainer Maria Rilke, Briefe an die Mutter 1896–1926, hg. von Hella Sieber-Rilke, Frankfurt a. M. und Leipzig 2009 [abgekürzt: M], Bd. 1, S. 156–158, hier S. 157.

8 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 7.6.1901, in: M, Bd. 1, S. 259–261, hier S. 260.

9 Rilke an Oskar Zwintscher, Brief vom 18.10.1902, in: Rainer Maria Rilke, Dreizehn Briefe an Oskar Zwintscher: handschriftlich wiedergegeben, Chemnitz 1931, o. S.

10 Rilke, Tagebucheintrag vom 7.11.1902, in: Rainer Maria Rilke, Tagebuch Westerwede und Paris. 1902. Taschenbuch Nr. 1. Transkription der Handschrift mit Erläuterungen, aus dem Nachlaß herausgegeben von Hella Sieber-Rilke, Frankfurt a. M. und Leipzig 2000, S. 32.

11 1907 schreibt Rilke, er habe in Oberneuland, wo die Eltern seiner Frau und zeitweise auch diese und die gemeinsame Tochter wohnten, ein altes Übersetzungsmanuskript hervorgesucht (vgl. Rilke an Ernst Norlind, Brief vom 7.12.1907, in: Rainer Maria Rilke, Briefe an Ernst Norlind, hg. von Paul Åström, Partille 1986, S. 38). Als sein

Anfang Juni 1904, als Rilke zusammen mit seiner Frau von einem fast einjährigen Rom-Aufenthalt zurückkehrt, besteht das Umzugsgut aus neun Kisten.[12] Davon konnte er in den nächsten zwei Jahren sicher nur weniges bei sich behalten, da er ständig in Deutschland, Dänemark und Schweden unterwegs war. Seit 1907 wohnt er wieder in Paris, allerdings in »Maisons meublées […] von betonter Heimatlosigkeit«[13] – und beschränkten Aufbewahrungskapazitäten. Die Situation verbessert sich im August 1908, als Rilke in das vor allem von deutschen Künstlerinnen und Künstlern bewohnte Hôtel Biron (77, rue de Varenne) zieht und dort im Lauf der nächsten Jahre nacheinander verschiedene Wohnungen mietet. Vor größeren Reisen kündigt er seine Verträge und stellt seinen Hausrat in unbenutzten Räumen des Hôtels[14] und in einem nicht näher lokalisierten »Depôt« unter.[15]

Als Rilke im Juli 1914 zu einer kürzeren Reise nach Deutschland aufbricht, konnte er nicht ahnen, dass der Krieg die geplante Rückkehr verhindern wird. Ein Jahr später erfährt er, dass in seiner Abwesenheit seine »Pariser Habe« versteigert wurde. Dieses Ereignis bedeutet für ihn eine Zäsur, wie er verschiedenen Briefpartnern gegenüber betont. Der Verlust habe »alle geistige Kontinuität fast aufgehoben«,[16] er gehe

> seit jener Nachricht aus Paris in einem wunderlichen Gefühle herum, etwa wie einer, der einen Sturz gethan hat, schmerzlos aufgestanden ist und doch irgendwie den Verdacht nicht los wird, es könnte plötzlich in seinen Eingeweiden ein nachträglicher Schmerz ausbrechen und ihn zum Schreien bringen.[17]

Verleger 1912 seine *Ersten Gedichte* veröffentlichen will, schreibt er, seine Frau, »die eben in Oberneuland ist, wolle eine gewisse Truhe zu diesem Zwecke durchsehen« (Rilke an Anton Kippenberg, Brief vom 6.1.1912, in: Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Anton Kippenberg 1906–1926, hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg, Frankfurt a. M. und Leipzig 1995 [abgekürzt: AK], Bd. 1, S. 313).

12 Rilke an Lou Andreas-Salomé, Brief vom 3.7.1904, in: Rainer Maria Rilke und Lou Andreas-Salomé, Briefwechsel, hg. von Ernst Pfeiffer, neue erweiterte Ausgabe, Frankfurt a. M. 1975, S. 177.

13 Rilke an Clara Rilke, Brief vom 7.6.1907, A:Rilke-Archiv Gernsbach (DLA).

14 Vgl. Ingeborg Schnack, Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes 1875–1926. Erweiterte Neuausgabe, hg. von Renate Scharffenberg, Frankfurt a. M. und Leipzig 2009 [abgekürzt: CHR], S. 338.

15 Rilke an Marie von Thurn und Taxis, Brief vom 27.2.1913, in: Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel, mit einem Geleitwort von Rudolf Kassner, besorgt durch Ernst Zinn, Zürich 1951 [abgekürzt: MTT], Bd. 1, S. 270.

16 Rilke an Katharina Kippenberg, Brief vom 23.1.1918, in: Rainer Maria Rilke und Katharina Kippenberg, Briefwechsel, hg. von Bettina von Bomhard, Wiesbaden 1954 [abgekürzt: KK], S. 270.

17 Rilke an Marie von Thurn und Taxis, Brief vom 6.9.1915, in: MTT, Bd. 2, S. 439.

Vermutlich hat der plötzliche Verlust, der unmittelbar mit der Katastrophe des Weltkriegs zusammenhing, Rilkes Bewusstsein für den Wert seines Eigentums geschärft. In Briefen aus Wien, wo er Kriegsdienste leisten muss, sorgt er sich um die wenigen neu erworbenen Dinge in seiner Münchner Wohnung.[18] Als er München im Juli 1917 verlässt und seine Wohnung auflöst, deponiert er einige Kisten »für unbestimmte Zeit unerreichbar, auf einem Dachboden«.[19] Nach längeren Aufenthalten in Berlin und auf Gut Böckel sucht er Anfang 1918 erneut nach einer Wohnung in München und bittet seinen Verleger Anton Kippenberg, ihm zu helfen, »wenigstens den kleinen Nachwuchs meines Eigentums um mich lebendig zu erhalten.«[20] Offenbar können Dinge in Rilkes Vorstellung wie Lebewesen nur dann ›aufwachsen‹, wenn sie behütet werden; sobald sie vom Besitzer verlassen werden, beginnen sie zu sterben.

Nachdem die »fortgesetzte Obdachlosigkeit« bereits angefangen hatte, »zerstörend« auf seine »Nerven« und sein »Gemüth einzuwirken«,[21] kann Rilke seiner Mutter im Mai endlich melden, dass er eine eigene dauerhafte Wohnung und damit seine psychische Stabilität wiedergefunden habe. In der Annahme, dass dieser Zustand in den Unruhen der Nachkriegszeit nicht von Dauer sein wird, nennt er das um ihn »nachwachsende Eigentum« in einem Brief an seinen Verleger eine »transportable Schutzwelt«.[22] Seinen Wunsch, eigens hergestellte Abschriften verschlossen in einem Eisenschrank des Insel Verlags aufzubewahren, begründet er Katharina Kippenberg gegenüber mit den »Unsicherheiten der bodenlosen Welt«.[23]

Vor seiner Abreise in die Schweiz verpackt er 1919 »alle Briefsachen gebündelt in eine Ledertruhe«. In einem abgeschlossenen Sekretär der verlassenen, aber nicht aufgegebenen Münchner Wohnung deponiert er »eine Reihe täglicher Notizbücher aus den letzten Jahren, Manuskriptanfänge und Verfügungen«.[24] Während seiner Abwesenheit wohnen dort unter anderem Lou Andreas-Salomé, Franz Schönberner sowie ab 1920 der Schriftsteller Hans Feist. Im Fe-

18 Rilke an Sidonie Nádherný von Borutin, Brief vom 16.12.1915: »[…] meine Sachen sind in größter Unordnung, Manuskripte u.s.w. alles müßte verwahrt und versorgt und die Wohnung aufgegeben werden. Mir liegt sehr viel daran, noch selbst dort [in München, U.v.B.] zu sein […].« Rainer Maria Rilke und Sidonie Nádherný von Borutin, Briefwechsel 1906–1926, hg. von Joachim W. Storck unter Mitarbeit von Waltraud und Friedrich Pfäfflin, Göttingen 2007 [abgekürzt: SN], S. 260.

19 Rilke an Eugen Mondt, Brief vom 5.7.1917, A:Rilke-Archiv Gernsbach (DLA).

20 Rilke an Katharina Kippenberg, Brief vom 23.1.1918, in: KK, S. 270.

21 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 10.5.1918, in: M, Bd. 2, S. 414–416, hier S. 415.

22 Rilke an Anton Kippenberg, Brief vom 2.7.1918, in: AK, Bd. 2, S. 84.

23 Rilke an Katharina Kippenberg, Brief vom 4.11.1918, in: KK, S. 315.

24 CHR, S. 634.

bruar 1921 bittet Rilke seinen Verleger, seine »Manuscripte (Schriften, Briefe u. s.f.)« ebenso wie seine Bücher aus der Münchner Wohnung abholen zu lassen, ob in den Leipziger Verlag oder nach Schloss Berg am Irchel, wo Rilke inzwischen eine dauerhaftere Unterkunft gefunden hat, bleibt unklar.[25]

Als er im Juli 1921 erneut packen muss, um in das Château de Muzot zu ziehen, zeigt sich Rilke erstaunt, »wieviel ›Habe‹ sich an einen ansetzt im Lauf der Zeit: allein die eingegangenen Korrespondenzen füllen, geordnet, einen Korb und eine Kiste –, gar nicht zu reden von den in der Schweiz allmählich zusammengekommenen Büchern, die schon drei große Kisten brauchen!«[26] Die Münchner Möbel kann er, wohl aus Mangel an Platz, nicht nach Muzot kommen lassen, sie werden »in den Räumen des Insel-Verlages sicher verwahrt«.[27]

In seinen letzten fünf Lebensjahren verfügte Rilke in Muzot zum ersten Mal längerfristig über eine eigene Wohnung. Ein »eigenes dauerndes Haus«, so erklärt er seiner Mutter, sei die notwendige Voraussetzung dafür, dass auch »unscheinbare Überlieferung« erhalten bleibt, also jene eher unwichtigen Dinge, von denen er sich bei seinen Umzügen bisher immer wieder hatte trennen müssen. Nur in dauerhaften Wohnungen gebe es »übersehene Schubladen und vergessene Kisten, die eines Tages ihren Inhalt offenbaren.« Sicher hat er eigene Erfahrungen im Sinn, wenn er weiter schreibt:

> Aber Miethwohnungen, die Umzüge, die Übersiedelungen sind die Zerstörung von alledem. Wenn ich denke, wie sehr mein Muzot, das ich erst im dritten Jahre bewohne, schon voller Erinnerungen steckt, so sehr, daß eine Lade oder Truhe schon jetzt fähig ist, mir Überraschungen zu bereiten! Bliebe eine solche Konstante nur zwei, drei Generationen bestehen, was käme nicht alles an Briefschaften, Anmerkungen, Bildern u. s. w. zusammen, von Büchern gar nicht zu reden, die ja am raschesten an den Orten anwachsen, wo man sie schätzt und ruft.[28]

1925 gelangte Rilke in Muzot überraschend wieder in den Besitz der Papiere, die er 1914 in Paris zurückgelassen und verloren geglaubt hatte. Anders als der übrige Hausrat waren sie nicht versteigert worden und konnten mit Hilfe von Stefan Zweig, Romain Rolland und vor allem von André Gide gerettet werden,[29]

25 Rilke an Anton Kippenberg, Brief vom 15.2.1921, in: AK, Bd. 2, S. 200.
26 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 10.5.1921, in: M, Bd. 2, S. 481–483, hier S. 482.
27 Anton Kippenberg an Rilke, Brief vom 20.4.1922, in: AK, Bd. 2, S. 268 f.
28 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 28.2.1924, in: M, Bd. 2, S. 574–577, hier S. 577.
29 Vgl. dazu auch den bisher unbekannten Bericht von André Gide, der sich in Rilkes Nachlass erhalten hat (André Gide an Rilke, Brief vom Januar 1925, A:Rilke-Archiv Gernsbach (DLA)).

wenn auch nicht ganz vollständig. An Nanny Wunderly-Volkart schreibt Rilke, er »widme sich jetzt ab und zu, angethan wie ein Taucher, einen Tag dem Ordnen der aus Paris, von vor 1914 stammenden Papiere«, die er »›Mémoires de ma vie morte‹« nennt.[30] Besonders hebt er Korrespondenzen mit Rodin, Verhaeren, Mme de Noailles und der Duse hervor, die sich zum Teil im Gernsbacher Archiv in Umschlägen erhalten haben, die Rilke selbst beschriftete.

Seine gegenüber Gide geäußerte Vorahnung, dass die Durchsicht der vermissten Papiere eine »[r]echerche du temps perdu« und damit eine Erfahrung besonderer Art für ihn bedeuten werde, sollte sich bestätigen.[31] In den Pariser Papieren begegnet ihm ein »totes«, aber doch immerhin »irgendwie tiefer versicherte[s] Ich«, das er inzwischen, nach den Brüchen des Weltkriegs, verloren habe.[32] Diese Formulierungen zeigen, wie sehr für Rilke die wiederholte Auseinandersetzung mit Dingen ein Mittel war, sich seiner Erinnerungen und seiner Identität zu vergewissern. Auf keinen Fall dürfe man sich den eigenen Dingen gegenüber »treulos« verhalten.[33] Voller Schrecken schildert er einmal seiner Mutter, wie er in einer Ausstellung seine eigene Handschrift sah, »außerstande, mich zu erinnern, daß und wann ich es geschrieben habe. Soweit kann die Vergeßlichkeit eigenen Sachen gegenüber gehen.«[34]

3.

Die zitierten Stellen aus Rilkes Briefen zeigen, dass dieser Autor ein besonderes Verhältnis zu seinen Papieren hatte. Das drückt sich auch in seinem Nachlass aus. Bedenkt man, dass die Papiere, die er hinterlassen hat, je älter sie sind, desto mehr Umzüge und Auslagerungen überstanden haben, ist es erstaunlich, dass der Umfang des im Rilke-Archiv Überlieferten immerhin etwa 80 Archivkästen beträgt. Erhalten sind mehr als 10.000 handschriftliche Seiten mit Werkentwürfen und Notizen (16 Kästen), circa 2.700 Briefe von ihm (11 Kästen) und 6.300 Briefe an ihn (53 Kästen). Dazu kommen Lebenszeugnisse, Kinderzeichnungen, Fotos, etwa 450 Bücher sowie ein Kochgeschirr, das von seiner Russlandreise stammen soll.

30 Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, Brief vom 12.11.1925, in: WV, Bd. 2, S. 1073 f.
31 Rilke an André Gide, Brief vom Juni 1925, in: Rainer Maria Rilke und André Gide, Briefwechsel 1909–1926, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Renée Lang, aus dem Französischen übers. von Wolfgang A. Peters, Stuttgart und Wiesbaden 1957, S. 178 f.
32 Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, Brief vom 12.11.1925, in: WV, Bd. 2, S. 1073 f.
33 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 23.11.1920, in: M, Bd. 2, S. 462–465, hier S. 464.
34 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 1.3.1916, in: M, Bd. 2, S. 359–261, hier S. 359.

Während in Nachlässen anderer Autorinnen und Autoren meist auch größere Mengen von Dingen vorhanden sind, die unabsichtlich überliefert wurden, fehlt Nebensächliches dieser Art im Rilke-Archiv fast vollständig. Für diese auffällige Konzentration sind vermutlich nicht die Personen verantwortlich, die den Nachlass fast 100 Jahre nach seinem Tod betreut, geordnet und bearbeitet haben. Vieles spricht dafür, dass der Autor selbst bei seinen vielen Umzügen und Auslagerungen für die Reduktionen auf das für ihn Wesentliche gesorgt hat. Die von ihm selbstironisch beschriebene Tatsache, dass er oft »wie ein Kukuk im fremden Nest«[35] lebte, verhinderte das Anhäufen von beweglichem Eigentum und förderte zugleich das Bewusstsein vom Wert der ausgewählten Dinge, die ihn begleiteten und für Kontinuität sorgten.

Unter ihnen spielten 86 sogenannte »Skizzen-, Tage- und Taschenbücher« eine besondere Rolle, die Rilke seit Beginn seiner Studentenzeit 1895 bis zu seinem Lebensende führte und sorgfältig aufbewahrte. Sie versammeln Entwürfe von Gedichten, Prosatexte und Briefentwürfe, Tagebucheinträge, Exzerpte, Adressen, Listen und Notizen verschiedenster Art. Man könnte sie als Archive im Taschenformat bezeichnen und als weitere Ausdrucksform von Rilkes »heillose[m] Kukuks-Dasein«[36] deuten.

Die meisten seiner Werkmanuskripte sind in Form von losen Zetteln und Konvoluten mit Entwürfen und Reinschriften erhalten. Rilke legte auf ihre Überlieferung auch darum großen Wert, weil es zu seiner Arbeitsweise gehörte, Manuskripte in größeren Zeitabständen erneut durchzusehen, zu korrigieren, weiterzuschreiben und wiederholt zu prüfen, ob sie sich zur Publikation eignen. Nicht nur im Fall der *Duineser Elegien* war der Weg vom ersten Entwurf bis zur Veröffentlichung lang.

In einer Zeit finanzieller Not dachte Rilke 1905 darüber nach, Manuskripte zu verkaufen – »künftige« ausdrücklich inbegriffen.[37] Dazu kam es nicht; stattdessen machte er es sich zur Gewohnheit, Familienmitgliedern, Freundinnen und Freunden, die ihn finanziell unterstützten oder ihn in ihren Häusern wohnen ließen, sorgfältig hergestellte Abschriften seiner Werke zu schenken. Schon früh hatte er, nach dem Vorbild von Lou Andreas-Salomé,[38] eine gut leserliche Handschrift entwickelt. Sein Nachlass, aber auch seine Korrespondenz mit Nanny Wunderly-Volkart zeigen, wie wichtig ihm Papiersorten und handge-

35 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 29.4.1921, in: M, Bd. 2., S. 479–481, hier S. 481.
36 Rilke an Marie von Thurn und Taxis, Brief vom 2.10.1915, in: MTT, Bd. 1, S. 444.
37 Rilke an Jimmy Gibson, Brief vom Februar 1905. Zit. nach CHR, S. 211.
38 Vgl. Ulrich von Bülow, »Lou, liebe Lou«. Über die Brieffolge von Rainer Maria Rilke an Lou Andreas-Salomé, die jetzt ins Deutsche Literaturarchiv Marbach gelangte, in: Arsprototo (2013), H. 1., S. 26–29.

fertigte Einbände waren. Die karierten Schreibblöcke, auf denen er in seinen Schweizer Jahren Gedichte entwarf, mussten ebenso bestimmten Qualitätsvorstellungen entsprechen wie seine Schreibfedern. Rilke, der selbst nie eine Schreibmaschine besaß, beschäftigte in Muzot nur für kurze Zeit eine Sekretärin.

Manuskripte und Briefe, die Rilke geschrieben hat, machen weniger als die Hälfte seines Nachlasses aus, zum größten Teil besteht er aus Schriftstücken, die andere Personen verfasst haben, nämlich aus Briefen, die an ihn gerichtet waren. Sie stammen nicht nur von prominenten Zeitgenossen, Familienmitgliedern und mehr oder weniger engen Bekannten, sondern in großer Zahl auch von unbekannten Menschen. Im Gegensatz zu vielen anderen Autoren hat Rilke anscheinend alle empfangenen Briefe aufgehoben, meist sehr sorgfältig zusammen mit den Briefumschlägen.[39] Wie lässt sich das erklären?

Bekanntlich betrachtete Rilke seine Korrespondenzen als einen wichtigen Teil seines Schreibens. Seiner Mutter gegenüber erwähnt er einmal, dass er an einem Tag 14 Briefe zu schreiben hatte,[40] ein anderes Mal klagt er, um nur ein weiteres Beispiel von vielen zu nennen, dass er vom vielen Briefeschreiben eine »grobe Schwiele am Schreibfinger« bekommen habe »und sogar eine ganze Reihe sonniger, fast schon frühlinglicher Tage mußte hingehen lassen, ohne den Fuß vor die Thür zu setzen«.[41] Als ihm 1911 die Mühe des Korrespondierens zu groß wurde, folgte Rilke einem Vorschlag Kippenbergs und ließ einen Teil seiner Briefe nach seinen Vorgaben vom Verlag beantworten.[42] Es ist bezeichnend, dass er sich im Februar 1922 eine »Art Brief-Fasten« verordnete, um sich auf die Arbeit an den *Duineser Elegien* konzentrieren zu können.[43]

In einem Brief an Nanny Wunderly-Volkart erwägt Rilke 1920, ob das Unterhalten so vieler Beziehungen für ihn ein »Ersatz für die Heimath« sein könnte.[44] Der Zusammenhang zwischen dem Fehlen eines eigenen Hauses und dem

39 Vgl. Rilke an Phia Rilke, Brief vom 25.10.1900, in: M, Bd. 1, S. 207–209, hier S. 207. In Duino hinterließ er ein Konvolut an ihn gerichteter Briefe, das er vermutlich vergessen hatte (vgl. Ulrich von Bülow, Die Duineser Briefmappe von Rainer Maria Rilke, in: Papierarbeiter, S. 229–254).

40 Vgl. Rilke an Phia Rilke, Brief vom 16.1.1900, in: M, Bd. 1, S. 153.

41 Rilke an Phia Rilke, Brief vom 29.1.1920, in: M, Bd. 2, S. 448–450, hier S. 449. Im Januar 1920 hatte er eine Liste von 100 Briefen abzuarbeiten (vgl. Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, Brief vom 30.1.1920, in: WV, Bd. 2, S. 1176–1178), 1921 schrieb er »innerhalb zehn oder vierzehn Tagen« etwa 400 Seiten (Rilke an Katharina Kippenberg, Brief vom 14.12.1921, in: KK, S. 445).

42 Rilke an Anton Kippenberg, Brief vom 7.12.1911, in: AK, Bd. 1, S. 300.

43 Rilke an Regina Ullmann, Brief vom 25.1.1922, in: Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp, hg. von Walter Simon, Frankfurt a. M. 1987, S. 198.

44 Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, Brief vom 14.1.1920, in: WV, Bd. 1, S. 105 f.

Schreiben von Briefen, der auch in seinem berühmten Gedicht *Herbsttag* anklingt, lässt sich nach dem bisher Erörterten leicht erklären. Wer kein Haus hat, in dem er von seinen Dingen umgeben ist, braucht andere Mittel, um sich seiner Identität zu versichern. Eines dieser Mittel ist das Schreiben von Briefen, das als eine Ersatzhandlung zugleich Symptom und Therapieversuch ist.

Nicht selten beginnt Rilke einen Brief mit einer entschuldigenden Erklärung, warum seine Antwort sich verzögert hat. Offenbar las er empfangene Briefe in größeren Abständen wieder; es kam vor, dass er die Zeit für eine Antwort erst dann für gekommen hielt, wenn der Empfang eines Schreibens schon Monate, wenn nicht Jahre zurücklag. Selbstverständlich ist das nur dann möglich, wenn man die eingegangenen Briefe sorgfältig aufbewahrt.

Erhalten sind zahlreiche Briefe und Manuskripte von unbekannten Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die Rilke um Förderung baten. Möglicherweise wussten einige von ihnen, dass er sowohl für den Juncker Verlag als auch für den Insel Verlag zeitweise als Berater tätig war. Eine besondere Kategorie stellen die vielen Schreiben von Leserinnen und Lesern dar. 1925 ersuchten 36 Schülerinnen der 3. Mädchenbürgerschule in Dux (Böhmen) den Dichter, anlässlich seines 50. Geburtstags »den Ausdruck unserer kindlichen Verehrung entgegenzunehmen«, zugleich »bittend, uns Ihre werte Unterschrift zu senden«.[45] Rilke hat ihren Wunsch vermutlich postwendend erfüllt, denn schon am 21. Dezember schreiben ihm die Schülerinnen erneut, um ihm zu versichern, dass sie »des hochbegabten Lyrikers gedenken in Verehrung und herzlicher Dankbarkeit«.[46] Eine Bewunderin aus Wien redet den aus der Lektüre vertrauten Dichter sogleich mit Du an;[47] eine Dame in Australien gesteht, »that my hand shakes as I begin a letter to you«.[48] Dass ihm »halbnahe Menschen« 1908 schrieben, um ihn nach der Lektüre seiner letzten Veröffentlichungen vor »Kälte« zu warnen, gab Rilke durchaus zu denken.[49] Auch wenn er vermutlich nicht alle diese Briefe beantwortet hat, hob er sie sorgfältig auf. Sie waren ihm möglicherweise wichtiger als abstrakte Verkaufszahlen oder Rezensionen professioneller Leser; in jedem Fall berührten sie seine Identität als Schriftsteller.

45 III. Klasse, Mädchenbürgerschule Dux an Rilke, Brief vom 4.12.1925, A:Rilke-Archiv Gernsbach (DLA).

46 III. Klasse, Mädchenbürgerschule Dux an Rilke, Brief vom 21.12.1925, A:Rilke-Archiv Gernsbach (DLA).

47 Emma Nägeli an Rilke, Brief vom 13.8.1918, A:Rilke-Archiv Gernsbach (DLA).

48 Lessie Mac Donald an Rilke, Brief vom 22.11.1908, A:Rilke-Archiv Gernsbach (DLA).

49 Rilke an Sidonie Nádherný von Borutin, Brief vom 3.11.1908, in: SN, S. 68.

4.

Viele Schriftstellerinnen und Schriftsteller interessieren sich kaum für die Aufbewahrung ihrer Papiere und überlassen deren Überlieferung dem Zufall. Rilke gehörte zu jener anderen Gruppe von Schreibenden, die sehr bewusst mit ihren Papieren umgehen. Ansatzweise wurde gezeigt, wie sich die Zusammensetzung und die Gestalt seiner Hinterlassenschaften auf biographische Besonderheiten, typische Arbeitsweisen und Einstellungen zurückführen lässt. Darüber hinaus kann man seine besondere Art des Umgangs mit seinen Dingen als Ausdruck eines ambivalenten Verhältnisses zu Besitz und Eigentum verstehen.

Einerseits legt Rilke, wie gezeigt, großen Wert auf die ihm gehörenden Dinge, andererseits erklärt er 1915 ausdrücklich seinen »Entschluß, keinerlei Eigentum um mich aufkommen zu lassen, nie, besonders jetzt nicht, wo jeder gut tut, die kleine Stelle, darauf er eben steht, für ganz vorläufig zu halten.«[50] Es gehöre zu seinen »ältesten Entschlossenheiten […], an keinem Besitz zu haften«[51] und »Besitz nicht wörtlich zu nehmen«.[52] Dass diese mönchisch-asketische Einstellung kulturkritisch gemeint ist, wird deutlich, wenn man liest, dass er 1918, kurz nach der Russischen Revolution, die »innere Stabilität und Gleichmüthigkeit des russischen Menschen« bewundert und ihre Ursachen darin sieht, dass »Besitz und Verlust, wie sie fallen, nicht die letzten endgültigen Bestimmungen für ihn enthalten, nicht die Pole seines Schicksals sind«.[53]

Rilkes Wertschätzung des Eigentums, für die einige Beispiele zitiert wurden und die sich nicht zuletzt in der Sorgfalt zeigt, mit der er seinen Besitz behandelte, steht dazu nur auf den ersten Blick im Widerspruch. Genauer betrachtet richtet sich seine Kritik nicht gegen Eigentum an sich, sondern dagegen, es zum alleinigen Kriterium zu machen und daran auf lediglich äußerliche Weise zu »haften«, anstatt es sich durch beständige Arbeit auch geistig anzueignen. Das gegenteilige Extrem, der radikale Verzicht auf Besitz, würde die Identität destabilisieren und wäre daher ebenso unangemessen.

50 Rilke an Pfarrer Friedrich, Brief vom 8.7.1915, in: Rainer Maria Rilke, Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921, hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber, Leipzig 1937, S. 52.

51 Rilke an Sidonie Nádherný von Borutin, Brief vom 17.9.1915, in: SN, S. 249.

52 Rilke an Karl und Elisabeth von der Heydt, Brief vom 6.11.1914, in: Rainer Maria Rilke, Die Briefe an Karl und Elisabeth von der Heydt 1905–1922, hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg, Frankfurt a. M. 1986. S. 197.

53 Rilke an Anni Mewes, Brief vom 18.7.1918, in: Rainer Maria Rilke, Briefe zur Politik, hg. von Joachim W. Storck, Frankfurt a. M. und Leipzig 1992, S. 217.

Unter den besonderen Bedingungen seines Lebens, das in vieler Hinsicht exemplarisch für das Leben in modernen Gesellschaften und ihre Mobilisierungseffekte stehen kann, wählte Rilke einen Mittelweg. Er reduzierte sein Eigentum auf das Wesentliche, vorzugsweise auf bewegliche Besitzstücke in Form von beschriebenen Blättern, Fotos und wenigen Büchern. Diese Dinge waren für ihn unersetzbare Mittel der Selbstvergewisserung. Soweit es die Umstände erlaubten, hütete Rilke sie besonders sorgfältig – als seine »transportable Schutzwelt«.